

ERINNERUNGEN AN EINE KINDHEIT IN KURDISTAN

aufgeschrieben von Patricia Morganti

1980 war unser Dorf noch in Ordnung. Noch waren keine Häuser niedergebrannt worden. Ich war fünf Jahre alt und wusste nicht, dass die Mächtigen des Landes, in dem wir lebten, uns nicht mochten. Dass sie unsere Leute einsperrten. Unsere Sprache verbieten wollten. Unsere Gewohnheiten zu ändern versuchten. Dass sie unsere Kultur auslöschen wollten. Aber noch herrschte Frieden. Noch hatte das türkische Militär niemanden in unserem Dorf umgebracht.

Meine Mutter sagt, ich sei am 13. oder 14. Januar geboren, 1975. Mitten im Winter, in unserem kleinen Dorf. In meinem Ausweis steht 27. Mai 1975. Aber das stimmt nicht. Viele Jahre später, als ich wegen meiner politischen Aktivitäten im Gefängnis war, haben sie mir noch ein drittes Geburtsdatum gegeben. Aber damals, als ich Kind war, lebten wir ohne Ausweise, ohne Papiere. Wozu hätten wir die gebraucht? Unser Dorf lag mitten in der Natur, was wir zum Leben brauchten, machten wir selber, rangen wir der Natur ab. Wir hatten unsere Gärten und unsere Tiere. Und eine grosse Solidarität unter den Dorfbewohnern.

Meine Grosseltern stammten aus Araşka. Sie hatten lange dort gelebt, aber meine Eltern waren umgezogen, weil es in diesem Dorf zwar einen Fluss, aber kein Quellwasser – also kein Trinkwasser gab. Das machte das Leben sehr beschwerlich. Meine Eltern zogen ins Dorf Zengok. Es lag zwischen Muş und Diyarbakir¹. Näher bei Mus, aber ich fühlte mich mehr zugehörig zu Diyarbakir. Das Dorf lag in den Bergen, 1500 bis 1800 Meter über Meer. Als Kind waren es für mich die höchsten Berge der Welt. Ich liebte sie.

MEIN DORF

Das kleine, kurdische Dorf, in dem ich geboren worden bin, bestand aus etwa 30 Häusern, verteilt auf drei Teile. Es gab einen unteren-, einen mittleren und einen oberen Dorfteil. Vom unteren Dorfrand bis zum oberen musste man etwa eine halbe Stunde laufen. Rings um das Dorf lagen Hügel, Wälder und Berge.

Ich bin der Dritte von sieben Brüdern. Später kamen noch zwei dazu, aber da hatten wir schon in der Stadt gelebt. Ich bin sicher, dass meine Mutter in stillen Momenten den Töchtern, die sie nie hatte, nachtrauerte. Obwohl – sie hatte kaum stille Momente mit uns. Arbeit hatte sie, unglaublich viel Arbeit. Wir machten ja alles selber. Wir bauten Gemüse

¹ Diyarbakir oder Amed ist die zweitgrösste Stadt der Südtürkei (Anatolien) und Hauptstadt der Kurden.

an, hatten Obstbäume, Ziegen und Truthähne. Kleider nähte meine Mutter für die ganze Familie und wenn wir warme Pullover oder Handschuhe für den Winter brauchten, hiess das für sie: Wolle besorgen, Spinnen, Färben, Stricken und das alles zwischen Feldarbeit, Kochen, Kinder trösten und Putzen.

Wir bauten auch Tabak an. Tabakpflanzen brauchen sehr viel Pflege und geben viel Arbeit, bis das Endprodukt verkauft werden kann. Aber der Tabak brachte uns ein bisschen Geld ein, aus dem unser Vater uns einmal im Jahr Schuhe kaufte. Ein Paar Schuhe pro Kind, die wurden dann das ganze Jahr über getragen, Sommer wie Winter. Abgesehen davon, dass wir nur sehr wenig Geld hatten, lag die nächste grosse Stadt weit weg. Im Sommer war sie vom Nachbardorf aus mit dem Zug erreichbar. Im Winter, wenn viel Schnee lag, war unser Dorf von der Aussenwelt abgeschnitten. Das konnte bei medizinischen Notfällen ziemlich prekär werden. Aber davon später.

Das Leben war hart, aber auch schön. Wir waren fast immer draussen. Wir schnitten Holz, arbeiteten im Garten, versorgten die Tiere. Im Spätsommer legten wir nicht nur für uns Vorräte an, sondern auch für die Tiere: Solange die Blätter noch grün waren, schnitten wir sie mitsamt den Ästen. Die Äste wurden in einem Rechteck gestapelt, sodass die Blätter gegen Innen lagen. So blieben sie grün. Wir legten an verschiedenen Orten solche Stapel an, die wir dann im Winter unter dem Schnee ausbuddeln konnten.

DIE HÄUSER

Die Häuser im Dorf waren aus schwarzem Stein gebaut und mit Erde und Schlamm verputzt. Jeder einzelne Stein war einst mit dem Hammer in Stücke geschlagen und in Form gebracht worden. Oft hatten armenische Maurer beim Häuserbau geholfen, sie waren sehr geschickt. Es gab kleine, holzgerahmte Fenster, manchmal mit Glasscheiben, oft tat auch ein Stück Nylon seinen Dienst. Das Dach bestand aus dicken Stämmen, meist Pappellholz. Zwischen den Stämmen wurde ein Stück Nylon gespannt, darüber kam Erde und Schlamm. Alles war Handarbeit, es gab keine Maschinen in unserem Dorf. Wenn es im Winter viel Schnee gab, musste das Dach regelmässig vom Schnee befreit werden, damit es nicht kaputt ging. Und die Erde musste jeden Tag gepresst werden, damit das Dach einigermaßen dicht blieb. Trotzdem – wenn es stark regnete, tropfte es auf unsere Köpfe. Ich erinnere mich, wie wir jeweils Kübel aufstellten, um das Wasser aufzufangen. Wir hatten zwei Zimmer. Im einen Zimmer schliefen wir alle, im anderen wurde der Käse gelagert und was wir sonst zum Leben brauchten. Ausserdem gab es eine betonierte Ecke – das war im Winter unsere Dusche.

FELD- UND GARTENARBEIT

Im Dorf gab es ein grosses Feld, dort gehörte ein Stück uns, das war unser Garten. Wir betrieben Ackerbau wie die Kurden in Mesopotamien vor 5000 oder 7000 Jahren. Die

Geräte, die wir benutzten, unterschieden sich kaum von denen, die vor tausenden von Jahren benutzt wurden. Werkzeuge aus neolithischer Zeit². Wenn ich heute zurückschaue, kommt es mir vor, als hätten wir in der Steinzeit gelebt. Eine Art moderner Steinzeit. Die Felder bestellten wir mit einem hölzernen Pflug – Kurdisch *Cot* – , der von Tieren oder auch Menschen gezogen wurde.

Meine Eltern wussten genau, wo die Grenzen im Feld verliefen, aber für uns Kinder gab es keine Grenzen. Wir machten keinen Unterschied zwischen unserem Gemüse und dem der anderen. In den Gärten gab es Auberginen, Tomaten, Peperoni, Zwiebeln und vieles mehr. Wir pflanzten viele Gemüsesorten an und was wir selber nicht hatten, tauschten wir. Oder wir halfen und bekamen dafür etwas. Trauben zum Beispiel. Wir hatten keine Weinberge, aber mein Grossvater im anderen Dorf hatte Weinberge. Immer im Herbst gingen wir zu ihm und halfen beim Ernten und beim Verarbeiten der Früchte zu Traubensaft. Es gab dort auch Feigen, die wurden getrocknet. Oder wir machten aus Baumnüssen und Traubensaft *Meşlur*, einen Saft, süss und lecker. Davon durften wir immer mit nach Hause nehmen.

Den Tabak, den wir anbauten, verkaufte mein Vater in der Stadt und konnte so etwas Geld verdienen. Aber bis der Tabak so weit war, dass man ihn verkaufen konnte, musste man sehr viel arbeiten. Zuerst die Aussaat auf einem vor Tieren geschützten Teil des Feldes. Sobald die Pflänzchen etwa 10cm hoch waren, musste man sie rausnehmen und im grossen Feld wieder einpflanzen. Und viel Wasser geben. Nach zwei bis drei Monaten mussten die Blätter geschnitten werden. Danach wurden die Tabakblätter mit zuvor in Wasser eingelegtem und dadurch weich gewordenem Schilf verflochten und zum Trocknen aufgehängt. Im Winter wurde das ganze wieder feucht und musste deshalb auseinandergenommen und neu ausgelegt werden. Es war wirklich ein grosses Prozedere mit dem Tabak.

ZAUBERHÄNDE

Meine Mutter war eine Künstlerin. Sie stellte alles, was wir zum Leben brauchten, selber her. Mit ihren geschickten Händen. Sie strickte Socken, Handschuhe, Mützen, Halstücher und Pullis für uns. Ich weiss nicht, woher sie die Zeit nahm. Wie schon erwähnt, musste sie bei der rohen Wolle beginnen: Spinnen, Färben, erst dann konnte sie anfangen zu stricken. Sie webte auch Teppiche. Machte Butter und Käse, arbeitete im Garten. Und das alles mit sieben Kindern. Dazwischen und jeden Tag kochte sie für neun Personen. Sie kochte fast immer draussen, ausser im Winter. Wir hatten eine aus Steinen gebaute Kochstelle und einen Ofen. *Tenur* heisst der bei uns. Auch den hatte meine Mutter selber gemacht. Aus Schlamm und Ziegenhaaren. Darin buk sie unser Brot. Und wie sie Butter und Joghurt machte: Zuerst musste sie einen sogenannten *Dewkul* herstellen, eine Art

² Neolithikum: Jungsteinzeit

Gefäss aus Leder. Dazu brauchte sie die Haut einer Ziege, die musste ganz sein und durfte keine Löcher haben. Diese Haut wurde lange gekocht, sodass alle Haare abfielen. Als nächstes färbte meine Mutter das Leder mit dem, was die Natur bot: Pflanzen, Nüssen, Rindenstücken. Schliesslich wurde das Leder zwischen ein Dreibein gespannt und das war er, der *Dewkul*. Das Gefäss, in welchem aus Milch Joghurt wurde. Aber auch dieser Prozess war mit viel Arbeit verbunden: Während Stunden musste der *Dewkul* immer wieder geschüttelt werden. Bis irgendwann die Butter oben auf schwamm, der Saft, *Ayran* oder *Dew* auf Kurdisch, tropfte unten durch das Leder.

Ja, meine Mutter hatte wirklich grosses Talent.

SAMMELN

Ausser im Winter sammelten wir in jeder Jahreszeit Wildfrüchte. Die ersten Schneeglöckchen kündeten an, dass die Zeit des Sammelns nahte. Sobald der Schnee zu schmelzen begann, im März oder April, wuchs überall *Gulik*. Die Blätter dieser Pflanze waren essbar, sie schmeckten ein bisschen wie Spinat. Aber nur, solange sie jung und zart waren. Später wurden sie dick und zäh. Wir gingen dem schmelzenden Schnee nach – wo er später schmolz, konnten wir auch noch sammeln, als an anderen Orten die Blätter bereits ungeniessbar waren. So kamen wir während etwa zwei Monaten zu jungem *Gulik*. Wir sammelten so viele Pflanzen, von vielen kenne ich nur die kurdische Bezeichnung: *Ruves*, das sind wilde Rhabarbern, *Xîtêk*, eine Pflanze, die an sumpfigen Stellen wächst, vielleicht Sauerampfer. *Karî*, ein Kraut, das aussieht wie Spinat, aber, im Unterschied zum *Gulik*, nicht wie Spinat schmeckt. Im Spätsommer und Herbst sammelten wir Beeren, vor allem Brombeeren. Dann waren die kleinen, sauren Äpfel reif und ganz kleine, sehr süsse Birnen. Und natürlich gab es viele Nüsse. Und Mandeln. Unsere Aufgabe war es, all diese Naturgaben zu suchen und nach Hause zu bringen. Manchmal waren nur wir Kinder unterwegs, manchmal auch die Frauen. Die Frauen gingen nicht gerne allein, lieber nahmen sie uns mit. Ich mochte diese Sammeltage in den Hügeln rund um unser Dorf. Am allerschönsten war der Heimweg: Auf unseren Jacken rutschten wir den Berg hinunter.

TAUSCHGESCHÄFTE

Einen Laden gab es nicht im Dorf, es hatte auch kaum jemand Geld. Aber manchmal kamen Leute mit Eseln oder Pferden aus anderen Dörfern und brachten Dinge wie Zucker, Spiegel, Pinzetten, Decken oder Schminksachen. Da wurde getauscht was gebraucht oder begehrt wurde. Wir tauschten die gewünschten Sachen gegen Tabak ein – wir hatten jedes Jahr etwa 2.5 Tonnen Tabak. Manchmal auch gegen Butter, die stellten wir ja auch selber her. Mein Vater ging ab und zu auf die Jagd, dann hatte er Leder oder Fuchsfelle- und schwänze zum Tauschen. Im Herbst ging mein Vater in die Stadt, verkaufte den Tabak und brachte uns Kindern je zwei Hosen, zwei Pullover und ein Paar Schuhe mit.

JAGEN

Wir Kinder jagten auch. Kleinere Tiere; ich war gut darin, Vögel vom Himmel zu schießen. Mit Steinen oder dem Pfeilbogen. Mit einem gut gebauten Bogen konnte man bis zu 50 Meter weit schießen. Natürlich fertigten wir auch den selber: Wir schnitten das Holz direkt vom Baum, damit es noch biegsam war. Die Schnur musste stark sein und gut gespannt werden.

Pfeilspitzen schnitten wir aus leeren Dosen und Schilf. Mit einem solchen Bogen schoss ich viele Wildtiere: Hasen, Eichhörnchen, Enten und Rebhühner. Sogar Igel. Wir suchten ihre Nester und brachten die Eier mit nach Hause. Und dann die Schildkröten. Es gab richtig viele im Dorf. Aber die jagten wir nicht. Ich sammelte sie gerne ein und spielte Familie: Die Grösste war der Papi, dann kam die Mama, die Grosseltern und viele Kinder. Bis zu 10 Schildkröten hatte ich manchmal. Ich baute ihnen kleine Häuser mit einem Zaun ringsherum. Aber irgendwann büxten sie immer aus, ignorierten unser aufgeregtes Kindergeschrei, dass sie hierbleiben müssten, dass sie doch eine Familie seien. Sie machten sich davon, jede in eine andere Richtung.

Frösche gab es auch viele. Schöne Frösche. Wenn wir in der Nähe von Wasser waren hörten wir ihr vielstimmiges Quaken. Bei uns hiess es, wenn es viele Frösche gäbe, sei das Wasser nicht so sauber. Mit den Fröschen kämen die Algen und umgekehrt, ich kenne den Zusammenhang nicht so genau. Jedenfalls störte es uns, wenn es bei der Quelle, wo wir unser Trinkwasser holten, zu viele Frösche gab. Wir töteten sie. Manchmal tötete ich sie auch nur so, zum schauen, ob ich gut zielen konnte. Jetzt tut es mir leid um die Frösche. Manchmal verfütterten wir sie den Hunden, hin und wieder probierten wir selber von dem Fleisch. Die Frösche waren auch ein gefundenes Fressen für die vielen Schlangen, die es bei uns gab. Ich weiss noch, wie wir herausfinden wollten, ob ein verschlungener Frosch in der Schlange noch lebte. Wir haben die Schlange getötet und den Frosch herausgeholt. Wir konnten ihn nur noch tot bergen.

SCHLANGEN

Es gab viele Schlangen bei uns. Manche waren ganz schwarz und zweieinhalb bis drei Meter lang. Wunderschöne Tiere. Aber ich hatte Angst vor ihnen – alle hatten Angst vor Schlangen. Ich tötete viele. In unserer Kultur galt die Schlange als Feindin, obwohl ich nie gehört habe, dass jemand von einer Schlange gebissen worden wäre. Manchmal griffen sie an, aber nur, wenn sie von uns attackiert worden waren. Trotzdem war das fest in unseren Köpfen drin, dass tote Schlangen bessere Schlangen sind. Vielleicht kommt dieses Bild aus dem Islam – die böse Schlange im Paradies? Wurde die Schlange deshalb zur Feindin gemacht?

Wenn die Sonne hoch am Himmel stand, lagen die Schlangen auf den Steinen neben den Wegen und nahmen ein Sonnenbad. Man sagte, dass die Schlangen zu dieser Zeit sehr

gefährlich seien – ihr Gift stärker als sonst und dass man sie nicht stören dürfe. Ich habe aber auch zur Mittagszeit Schlangen gejagt. Aus einem Holzstück schnitzten wir eine Art Keule – extra zum Schlangen töten. Oh wie vielen Schlangen ich das Leben nahm. Arme Tiere. Die Leute sagten auch, dass man gebratenes Schlangenfleisch den kranken Tieren geben könne. Dass es gegen Rheuma helfe. Wir machten eine Art Pulver daraus und mischten es unter das Heu, welches wir den Ziegen gaben. Keine Ahnung, ob es wirklich half.

Wir zerrieben Schlangenhäute und massierten sie in die Haare, damit sie schön glänzten. An den Schlangenhäuten konnte man ausserdem sehen, wie gross die Tiere waren.

Meine Mutter erzählte oft die Geschichte von der verliebten Schlange. Ich war noch nicht auf der Welt und mein ältester Bruder lag im Kinderbett. Das Bettchen stand draussen – wie so oft im Sommer. Da sah meine Mutter, wie eine Schlange zu meinem Bruder ins Bettchen kroch. Die meisten Schlangen bei uns waren giftig und meine Mutter bekam einen Riesenschreck. Äusserst vorsichtig beugte sie sich über das Bettchen. In Gedanken beschwor sie die Schlange, ihr Baby nicht zu beißen. Wenn du jemanden beißen musst, dann mich, aber nicht mein Kind. Die Schlange blieb ganz ruhig. Sie tat nichts. Vorsichtig und ganz langsam nahm meine Mutter meinen Bruder hoch. Die Schlange blieb eine Weile im Bettchen und verschwand dann wieder. Meine Mutter sagte immer, dass die Schlange in meinen Bruder verliebt war. Deshalb sei sie zu ihm gekommen. Das sagt man bei uns, dass sich Schlangen manchmal in Menschen verlieben. Dann tun sie einem nichts. Und man darf eine verliebte Schlange auf keinen Fall töten, das wäre eine Sünde.

Einmal, ich war acht oder neun Jahre alt, schickte mich meine Mutter zur Quelle um Wasser zu holen. Ich erinnere mich, dass der Boden rund um die Quelle sumpfig war – wahrscheinlich hatte es vor Kurzem geregnet. Das Gras stand hoch, sodass ich den Boden nicht sehen konnte. Ich stiefelte also durch den Sumpf ohne zu sehen wo ich hintrat, als ich etwas Schwarzes aufblitzen sah. Ja, da bewegte sich etwas zwischen dem Grün. Sicher eine Ente, dachte ich und sah mich schon mit einem leckeren Essen nach Hause kommen. Ich machte mich bereit, um mich auf sie zu stürzen. Im letzten Moment hörte ich das Zischen. Und erstarrte. Das war keine Ente, sondern eine Schlange. Und sie musste riesig sein – plötzlich war überall Bewegung, jetzt sah ich die schwarzen Schuppen, die im grünen Gras schillerten. Ich schrie, schleuderte den Topf, den ich zum Wasser holen dabei hatte, von mir und rannte, so schnell ich konnte, davon. Mein Bruder und meine Mutter kamen angelaufen und fragten mich, was los sei. Ich sagte, ich hätte eine riesige Schlange gesehen, soo gross und soo dick. Möglich, dass ich etwas übertrieb, aber da war überall nur noch Schlange um mich herum gewesen, ehrlich. Meine Mutter versuchte, mich zu beruhigen, sagte, es gäbe keine so grossen Schlangen hier. Ausserdem hätte ich schon viele Schlangen getötet, warum ich denn jetzt solche Angst hätte.

Etwa zwei Jahre später hörte ich, dass Leute beim Weizenschneiden eine riesengrosse,

schwarze Schlange gesehen hätten. Sie hatten sie getötet. Ich sagte, das sei sie gewesen, meine Riesenschlange. Schade, dass sie nicht mehr leben durfte.

BEI DER QUELLE

Kein Haus im Dorf hatte fließendes Wasser. Es musste bei der Quelle geholt werden. Das war die Aufgabe der Frauen und Mädchen. Männer holten kein Wasser. Jungs auch nicht, ausser meinem zwei Jahre älteren Bruder Ismet und mir. Wasser habe ich geholt, aber für den Rest der sogenannten Frauenarbeiten waren meine Brüder und ich uns zu fein, wir waren Machos. Ismet aber hat meiner Mutter viel geholfen. Nicht selten wurde er von anderen Jungen und sogar von den Frauen ausgelacht: Bist du ein Mädchen? Warum gehst du Wasser holen? Meine Mutter war natürlich sehr froh um seine Hilfe. Sie hatte ja nur uns Jungen. Zum Glück hatte sie Ismet.

Einmal pro Woche wusch meine Mutter. Uns Kinder und unsere Kleider. Wenn es nicht gerade Winter war, ging sie mit uns zum Bach, in der Nähe der Quelle, dort badeten wir. Man durfte aber nicht überall baden und die Kleider waschen. Man musste darauf achten, dass man das Wasser, das nachher durch das Dorf floss, nicht schmutzig machte. Um sich zu waschen musste man also an einen anderen Ort gehen als um Trinkwasser zu holen. Wenn wir zum Baden oder Waschen gingen, waren meistens auch andere Familien dort um sich und ihre Kleider zu waschen. Ich liebte diese Tage. Wir blieben oft stundenlang am Wasser. Es wurde viel gesungen, gelacht und gespielt. Und es gab Spannendes zu entdecken. Es war an einem dieser unbeschwerten, fröhlichen Waschtage, als ich bemerkte, dass es einen Unterschied gab zwischen Jungen und Mädchen: Ich sah, dass bei den Mädchen etwas fehlte. Ich fand das sehr komisch. Eines der Mädchen – ihr Name bleibt mein Geheimnis – zwei Jahre älter als ich, erzählte mir an einem dieser wunderbaren Tage, wie das geht mit dem Kindermachen. Und wie Kinder auf die Welt kommen. Ich kam aus dem Staunen nicht heraus. Bis dahin hatte ich geglaubt, dass der Storch die Babys bringt. Von diesem Mädchen lernte ich einiges. Auch Küssen. Und ein paar andere Sachen.

ZIEGEN

Und dann waren da unsere Tiere! Das war eine meiner Hauptaufgaben als Kind: Unsere Tiere zu versorgen. Wir hatten über 30 Ziegen, ich kannte alle mit Namen. Wenn im Winter und im Frühling die Zicklein geboren wurden, war ich sehr glücklich. Über jedes Einzelne freute ich mich und gab jedem einen Namen. Das heisst, manchmal durfte ich die Namen wählen, manchmal einer meiner Brüder. Die hatten die jungen Geisslein auch gerne und wollten Namen geben. Aber zwei oder drei konnte ich mir jedesmal aussuchen und sagen, dass das meine seien und ihnen selber einen Namen gäbe. Ich erinnere mich noch an sie:

Eines war dunkel, fast schwarz. Ich nannte es *Reşho*, was schwarz bedeutet. Ein anderes war dunkel mit einem weissen Fleck auf der Stirn, dem gab ich den Namen *Beş*, ein anderes, weiss und ein bisschen schwarz, taufte ich Belek.

Ich schaute gut zu meinen kleinen Ziegen. Solange sie klein waren, bekamen sie Milch, später sammelte ich saftige Blätter und Eicheln für sie. Ich fütterte sie immer mit der Hand. Ich liebte das Gefühl, wenn die kleinen, rauen Zungen über meine leicht salzigen Hände leckten. Ich gab ihnen auch Salz. Und ich teilte die Milch mit ihnen. Das heisst, sie mussten sie mit mir teilen, sie hatten ja keine Wahl. Ich spritzte mir die Milch vom Euter direkt in meinen Mund. Aber ich denke, sie teilten gern mit mir. Die Tiere mochten mich.

Nach etwa einem Jahr wurden die männlichen Ziegen kastriert. Ich fand das immer schlimm, wie sie schrien. Sie wurden auf primitive Art kastriert: auf den Boden gelegt, die Hoden zwischen zwei Hölzern eingeklemmt. Kastrierte Ziegen geben mehr Fleisch, weil sie keine Energie für die Fortpflanzung verbrauchen. Ausserdem laufen sie davon, wenn sie nicht kastriert sind. Sie riechen irgendwo Weibchen, gehen weg und sind verloren. Es war einfacher, wenn sie kastriert waren, aber es störte mich trotzdem. Diese Schreie. Aber als Kind kann man nichts dagegen tun.

Die Ziegen wurden dann auch getrennt, mein Vater kümmerte sich um die männlichen Tiere. Er ging mit ihnen in die Berge. Nicht nur mit unseren eigenen, er nahm auch die von anderen Familien mit. Das Geld, das sie später einbrachten, wurde dann zwischen meinem Vater und den Besitzern geteilt. Zusätzlich zu unseren Ziegen und denen der Nachbarn kaufte mein Vater noch junge Ziegen, um sie ein Jahr lang gut zu pflegen und danach wieder zu verkaufen. Im Mai zog er also mit bis zu zweihundert Tieren in die Berge. Manchmal waren auch noch Schafe dabei. Und ab und zu ein Nachbar, der auch viele Ziegen hatte, so dass die Männer sich gegenseitig unterstützen konnten. Mein Vater war aber oft allein unterwegs. Was heisst allein – ein Hirte mit zweihundert Tieren!

Wenn mein Vater mit den Tieren in den Bergen war, ging ich ein- bis zweimal pro Woche zu ihm, brachte Brot, Marmelade, Käse. Er war ja nur mit unseren männlichen Tieren dort und hatte keine Milch, konnte keinen Käse oder Joghurt machen. Es ist schwierig, alleine mit so vielen Ziegen in den Bergen zu leben. Mein Vater musste ständig umherziehen, damit die Tiere genügend Gras fanden. Und man durfte nicht in die Nähe von Dörfern kommen, weil die Tiere sonst die Gärten kahl gefressen hätten. Sie blieben den ganzen Sommer über in den Bergen. Jeweils etwa eine Woche am gleichen Ort, dann zogen sie weiter. Zelte gab es nicht, die Hirten schliefen draussen. Sie hatten ihren *Kulav*, einen aus Schafwolle gefertigten Umhang, der sie vor Kälte schützte. Und nach Schaf roch. Der *Kulav* hatte eine Kapuze und schützte zuverlässig vor Regen, wurde aber richtig schwer, wenn er nass war. Und wenn es heiss wurde, musste man ihn natürlich trotzdem mittragen.

Schon als Fünfjähriger zog ich los, um meinem Vater Essen zu bringen. Ich musste etwa zwei Stunden laufen, bis ich meinen Vater mit der Herde erreichte. Ein Knirps allein in diesen riesigen Wäldern. Natürlich hatte ich Angst. Es gab viele Geschichten, die man sich erzählte. Über böse Dschinn, die im Wald lauerten. Und dann waren da die Wildtiere, Wölfe und Bären. Vor denen fürchtete ich mich. Aber ich war mutiger als andere Kinder, ich ging trotz meiner Angst einfach los.

Wenn es zu spät wurde, übernachtete ich bei meinem Vater, damit ich nicht im Dunkeln nach Hause musste. Aber manchmal musste ich doch am Abend ins Dorf zurück. Das war noch schwieriger für mich als der Hinweg. Es wurde so dunkel. Nirgendwo ein Licht. Nur der Wald mit seinen Geräuschen und den wilden Tieren. Den Weg kannte ich gut. Und ich konnte rennen. Aber nicht zwei Stunden lang. Beim Gehen sang ich immer laut oder piff, damit die wilden Tiere mich hörten und mir nicht zu nahe kamen.

Trotzdem waren die Ausflüge zu meinem Vater sehr schön. Wenn ich dort oben war, in den Bergen mit meinem Vater und den Ziegen, fühlte ich mich wie im Paradies.

Wenn ich die Nacht über dort blieb, machten wir ein riesiges Feuer. Mein Vater erzählte Geschichten und wir sangen Lieder. Manchmal waren nur wir beide dort, manchmal war Şemo, unser Nachbar, dabei. Dort, in den Bergen, in den dunklen, friedlichen Nächten, wurde ich zum ersten Mal mit politischen Gedanken konfrontiert. Şemo war ein Rebell, er kämpfte gegen die Mächtigen, gegen Grossgrundbesitzer; er setzte sich für die Rechte der Kurden ein. Er war mein erster Held.

KNABE, ZIEGE, WOLF

Einmal hatten wir eine kleine Ziege. Die wollte nicht aufhören, bei ihrer Mutter zu trinken. Normalerweise hörten die kleinen Ziegen mit etwa einem Jahr damit auf. Dieses Zicklein aber, es war ein Junge, wollte nichts wissen von fester Nahrung, es wollte nur die Milch seiner Mutter. Es kam hin und wieder vor, dass eine junge Ziege nicht aufhören wollte, bei der Mutter zu trinken. Dann legten wir dem Tier ein Stück Holz mit einer Schnur dran in den Mund, ein bisschen wie eine Trense beim Pferd. Das war sehr störend beim Trinken und brachte die Jungtiere normalerweise dazu, das Euter der Mutter sein zu lassen. Bei dieser Ziege funktionierte das aber nicht. Und die Ziege hatte nur noch wenig Milch, für uns blieb keine mehr übrig.

Deshalb entschied meine Mutter, dass die junge Ziege zu meinem Vater auf die Alp gebracht werden sollte. Weg von der Mama, weg von der Milch. Und das war meine Aufgabe: den Ziegenjungen zu meinem Vater zu bringen. Ich wusste nicht genau, wo mein Vater mit den Tieren war. Er hatte ja keinen festen Platz, zog ständig umher auf der Suche nach Gras und Wasser. Ich wusste nur ungefähr, wo er sich aufhalten musste in diesem riesigen, von Bergen, Schluchten und Wäldern durchzogenen Gebiet.

Ich machte mich also auf den Weg: der Menschenjunge mit dem Ziegenjungen. Hinter

dem Dorf gab es ein riesiges Tal. Hier wuchsen nur wenige Bäume. Ich fühlte mich irgendwie schutzlos, mir waren die Wälder lieber, sie gaben mir das Gefühl, mich bei Gefahr verstecken zu können. Ich lief, neben mir die Ziege. Ich wollte das Tal so rasch wie möglich hinter uns bringen. Irgendwann bemerkte ich, wie die Ziege unruhig wurde. Ich blickte mich um, und da sah ich ihn: Den Wolf. Er stand auf der anderen Seite des Tals, zwischen ihm und uns ein Fluss, und schaute uns direkt an. Die Ziege bekam Panik und rannte davon. Ich bekam auch Angst. Angst, dass der Wolf meine Ziege fressen, oder dass ich sie sonst wie verlieren könnte. Aber ich sah auch, dass der Wolf nicht so einfach zu uns gelangen konnte. Die Ziege fühlte sich offenbar doch sicherer an meiner Seite, sie kam zu mir zurück und wir gingen weiter. Auf der anderen Seite hielt der Wolf mit uns Schritt. Wenn wir stehen blieben, blieb er auch stehen. Wenn wir rannten, verfiel er in Trab. Ich fing an, laut zu singen. Ich fürchtete mich nicht wirklich vor dem Wolf, ich würde mich schon verteidigen können, kämpfen, mit Steinen werfen. Aber um meine Ziege hatte ich Angst. Ich rief nach meinem Vater. Und hörte bald darauf einen Schuss. Ich wurde mutiger. Das musste mein Vater sein! Er hatte immer eine Waffe dabei, um seine Tiere zu schützen. Durch den Schuss hörte ich, in welche Richtung wir gehen mussten. Der Wolf spürte wahrscheinlich die Nähe von meinem Vater und gab die Verfolgung auf. Und der Junge und die Ziege kamen erleichtert und heil am Ziel an.

TRUTHÄHNE

Eine weitere Aufgabe, für die wir Kinder zuständig waren, waren die Truthähne. Ich war ein Knirps, keine sechs Jahre alt, als mir diese Vögel anvertraut wurden, zehn, elf, zwölf Tiere. Meine Aufgabe war es, sie aus dem Dorf hinauszutreiben, damit sie fressen konnten. Wären sie im Dorf geblieben, hätten sie die Pflanzen in den Gärten gefressen. Obwohl ich Tiere mochte, gefiel mir diese Arbeit nicht. Denn Truthähne mochte ich grundsätzlich nicht. Ehrlich gesagt, ich hatte Angst vor ihnen. Ich war nicht viel grösser als ein ausgewachsener Truthahn. Und besonders nett waren diese Tiere auch nicht, sie liessen uns nicht an sich heran. Manchmal konnte man sie mit einer Heuschrecke anlocken, aber sie liessen sich nicht berühren oder gar streicheln. Sie waren eigentlich fast wie wilde Tiere. Ich fand sie sehr anstrengend. Da waren mir meine Ziegen viel lieber, denen konnte ich wenigstens trauen.

Zusammen mit Feyat, einem Nachbarjungen, zog ich los. Wir mussten aufpassen, dass kein Truthahn verloren ging und dass die Tiere uns dahin folgten, wo wir sie haben wollten. Wir gingen zwei bis drei Kilometer aus dem Dorf raus, oft nach *Kaniya Reş*, was schwarze Quellen bedeutet. Dort war der Boden sumpfig und es gab viele Heuschrecken. Das hatten die Truthähne gern.

Wir stolchten im hohen Gras herum, fingen Heuschrecken und fütterten die Jungen damit. Das war meine erste Jagd als Kind: Heuschrecken jagen für die kleinen Truthähne. Wir mussten die Tiere auch vor Adlern schützen. Dabei fürchtete ich mich selber vor

denen. Es gab Geschichten im Dorf, dass Adler manchmal Babys holten. Ich hatte Angst, dass sie mich angreifen würden. Näherte sich einer, sah man zuerst den Schatten, dann gerieten die erwachsenen Tiere in Panik und machten einen Riesenlärm. Sie versteckten sich und nahmen die Jungen unter ihre Fittiche, während wir schreiend herumfuchtelten, um den Adler zu verscheuchen. Einmal holte ein Fuchs einen Truthahn. Wir hatten ihn nicht gesehen, bemerkten nur irgendwann, dass ein Tier fehlte und fanden dann die Reste. Federn und Knochen.

Wir jagten also Heuschrecken, fütterten und beschützten die Truthähne. Wir blieben den ganzen Tag, nahmen unser Mittagessen mit: Brot, Eier, manchmal Truthahneier, die waren riesengross und sehr lecker. Feyat hatte oft gebratene Peperoni dabei. Ich liebte gebratene Peperoni! Wir teilten unser Essen immer. Am Abend brachten wir die Truthähne zurück ins Dorf und in den Stall. Wir zählten die Tiere immer wieder, um sicherzugehen, dass wir keines verloren hatten. Und doch fehlte eines Abends ein Truthahn.

Ich sass in der Küche und ass mein Abendessen, als es an der Tür klopfte. Es war Irfan, der Sohn meiner Gotte mit seinem Cousin Yehya, beide älter als ich, Teenager schon. Sie kamen mit ihren Tieren aus den Bergen und waren auf dem Weg nach Hause. Sie tranken einen Tee bei uns, eine willkommene Pause. Da es schon dunkel war, verabschiedeten sie sich bald wieder. Ich lag bereits im Bett, als mein Vater nochmals in den Stall ging. Ein Truthahn fehlt, sagte er, als er zurückkam. Aber ich habe sie gezählt, es waren alle da! Ich wusste, dass ich alle zwölf Tiere zurückgebracht hatte. Aber jetzt waren es nur noch elf und ich hatte Angst, denn mein Vater konnte sehr zornig werden. Aber er schaute mich nur an, nickte und liess mich in Ruhe.

Am nächsten Tag gingen Irfan und Yehya wieder mit ihren Tieren in die Berge. Und auch mein Vater machte sich auf den Weg. Er fand die beiden rasch, begrüßte sie und erzählte ihnen, dass die Ziegen sein Brot gefressen hätten und er keinen Proviant mehr habe. Kann ich von euch ein bisschen Essen bekommen?, fragte er und deutete auf den Stoffbeutel, den einen der beiden Jungs dabei hatte. Yehya meinte, er könne etwas von Irfan haben, aber mein Vater sagte, nein, ich möchte von dir etwas haben. Er sah das Blut, das den Beutel verfärbt hatte. Mein Vater ging auf Yehya zu und forderte ihn auf, seinen Beutel zu öffnen. Was blieb meinem Cousin anderes übrig, als zu tun, was mein Vater verlangte? Er schnürte den Beutel auf und gewährte meinem Vater freie Sicht auf die Fleischstücke, die darin lagen. Eindeutig Truthahn. Noch blutig. Sicher hatten sie im Sinn gehabt, irgendwo ein schönes Feuer zu machen und sich ein Festmahl zu gönnen. Dass mein Vater ihnen so schnell in die Quere kommen würde, damit hatten sie nicht gerechnet. Dieser nahm meinem Cousin die Überreste unseres Truthahns ab. Dass es unserer war, wagten die beiden Jungen nicht zu bestreiten.

Später ging mein Vater bei Yehyas Familie vorbei und begrüßte seine Mutter mit den Worten: Mutter von Dieb, weisst du, was dein Sohn gemacht hat? Tante Borê, so nannten wir sie, denn sie hatte helle Haut und *Bor* bedeutet Blondine, schämte sich in Grund und

Boden. Sie war eine gute Frau. Sie entschuldigte sich, meinte, die Jungs seien noch so unreif und bot meinem Vater an, sich den schönsten, grössten Truthahn auszusuchen. Doch mein Vater nahm keinen. Obwohl er sehr streng sein konnte, war er auch sehr gütig und liess die Sache auf sich beruhen. Wir gingen nach Hause, brieten unser Fleisch und genossen ein unerwartetes Festessen.

ALLEIN IN DEN BERGEN

Wir gingen auch mit den weiblichen Ziegen in die Berge. Wir taten uns mit etwa fünf anderen Familien zusammen und wechselten uns mit Ziegenhüten ab. Wenn unsere Familie an der Reihe war, war es an mir oder meinem Bruder, auf die Tiere aufzupassen. Meine Mutter konnte diese Aufgabe nicht übernehmen, sie hatte ja den Garten und das Haus und einfach die ganze Arbeit, uns Kinder. Und unser Vater war mit den männlichen Ziegen unterwegs.

Als ich acht Jahre alt war, schickte mich meine Mutter zum ersten Mal mit unseren und den Ziegen unserer Nachbarn auf die Alp. Mit den weiblichen Ziegen auf die Alp zu gehen, bedeutete: Ziegen hüten, melken, Käse und Butter herstellen. Das ist sehr anstrengend. Aber meiner Mutter blieb nichts anderes übrig als einen von ihren Söhnen in die Berge zu schicken. Mich in die Berge zu schicken. Fünf Monate lang, vom Frühling bis im Herbst. Ich wollte nicht gehen, aber ich musste. Ich habe bei einer Nachbarin gewohnt, Xatî ya Besé. Sie lebte den Sommer über auch auf der Alp. In einem einfachen, aus ein paar Brettern zusammengezimmerten Verschlag. Zum Glück war noch ihr Enkel Ali dabei und wir konnten zusammen auf die Ziegen aufpassen. Bei Sonnenaufgang mussten wir aufstehen und mit den Tieren losziehen, gute Weideplätze suchen, sie hüten bis zum Sonnenuntergang. Dann mussten wir helfen Butter und Käse zu machen. Selber durften wir aber kaum davon essen, obwohl wir so viel hatten, Xatî war sehr geizig, sie gab uns nur Brot und manchmal ein bisschen Zucker. Nicht einmal Tee hatten wir. Dafür machten wir Sirup: Wasser und ein bisschen Zucker, das hatten wir sehr gerne. Etwa einmal pro Monat konnte ich nach Hause gehen, frische Kleider holen, manchmal musste ich Butter oder Käse bringen. Es fiel mir immer so schwer, wieder zu gehen. Ich war nicht gerne auf der Alp, obwohl ich unsere Ziegen sehr gerne hatte. Ich vermisste meine Mutter, meine Brüder, meine Freunde und das Dorf. Und meine jungen Ziegen, die durften noch nicht mit. Ich fühlte mich oft sehr allein. Nein es war nicht schön. Diese Monate waren für mich wie ein Straflager in Sibirien.

Ich erinnere mich an ein heftiges Gewitter. Es regnete so stark, dass unsere Hütte zerstört wurde. Von Erde und Schlamm über den Haufen geworfen und davongetragen. Für uns wurde es gefährlich und wir beschlossen, ins Dorf zurück zu kehren. Ich hatte Angst, überall kamen Sturzbäche die Hänge herunter und als wir im Tal waren, gab es so viel Wasser, dass wir springen mussten. Ich weinte die ganze Zeit. Den letzten Teil des Weges

musste ich alleine gehen, denn Xatî wohnte weiter oben im Dorf. Eigentlich war es nicht weit, zehn Minuten vielleicht, aber für mich war es weit. Und es war schon dunkel und regnete so fest. Um mir selber Mut zu machen, sang ich. Völlig durchgefroren und verängstigt kam ich schliesslich zu Hause an. Da wartete eine Überraschung auf mich: Mein Onkel aus der Stadt war zu Besuch! Besuch aus der Stadt hiess: Süssigkeiten! Oh da freute ich mich! Leider musste ich bald zurück auf die Alp. Und den ganzen restlichen Sommer über Ziegen hüten. Wie sehnte ich den Herbst herbei! Sogar auf den Winter freute ich mich.

WINTER

Die Winter bei uns waren sehr hart. Wir mussten so viel vorbereiten. Schon im Sommer fingen wir damit an, Früchte und Gemüse einzukochen und haltbar zu machen. Ein paar Dinge mussten als Vorrat gekauft werden: Mehl, um zu backen, Öl, um in der Nacht Licht zu haben. Es musste genau kalkuliert werden, wir konnten ja nicht einfach rasch in die Stadt, wenn etwas fehlte. Denn von der Stadt waren wir während des Winters abgeschnitten.

Es gab ja keine Strassen in unserem Dorf. Und die Strassen, die es in der Nähe gab, waren im Winter zugeschnitten. Sowieso hatte niemand im Dorf ein Auto. Ein paar Traktore gab es, aber die waren im Winter auch nicht zu gebrauchen. Und bis zur nächsten Zugstation musste man vierzig Minuten zu Fuss gehen. Im Sommer. Im Winter waren zwei, drei Meter Schnee normal. Wenn es Sachen zu transportieren gab, machten wir das mit dem Schlitten.

Es kam schon hin und wieder vor, dass das Mehl zu früh ausging. Weil der Winter länger dauerte oder die Berechnungen nicht genau genug gewesen waren. Dann mussten wir uns trotz Schnee auf ins nächste Dorf machen. Dort konnte man, wenn man Glück hatte, Lebensmittel kaufen. Fünfzig- oder sechzig-Kilo-Kisten. Die transportierten wir dann auf unseren Schlitten. Das war schwere Arbeit.

Abgesehen von ein paar Öllampen in den Häusern gab es kein Licht, keine Elektrizität. Es war also sehr früh dunkel in den Wintermonaten. Wir hatten auch keine Taschenlampen. Nur mein Vater besass eine, aber die hütete er wie einen Schatz. Also haben wir Kinder uns Fackeln gemacht. Wenn möglich nahmen wir dafür Eichenholz. Das Ende des Holzstücks musste geschlagen werden, lange, wie Teig, damit es ganz dünn wurde. Wenn man das mit frischem Holz machte, brannten die Fackeln lange, sicher eine halbe Stunde. Jedes Kind hatte eine. Damit liefen wir zu unseren Nachbarn oder die Nachbarn kamen zu uns. Wir sassen gemütlich zusammen, tranken Tee und erzählten Geschichten.

Meistens gab es viel Schnee. Mein Vater stand immer früh auf, um seine Arbeiten zu erledigen. Tierfutter holen zum Beispiel. Wir hatten an verschiedenen Orten Vorräte

angelegt. Manchmal begleitete ich meinen Vater. Nach einer klaren Nacht war der Schnee am frühen Morgen hart und wir konnten über den Schnee gehen, ohne einzusinken. Mein Vater nahm immer einen grossen Schlitten mit, ich durfte mich manchmal darauf setzen, manchmal half ich beim ziehen. Wir transportierten Blätter für die Tiere oder Holz zum Heizen. Oder andere Sachen, die von einem zum anderen Ort mussten. Ich erinnere mich, wie der Atem meines Vaters wie Eis aus seinem Mund kam und wie sein Bart von winzigen Eiskristallen überzogen war. Ich mochte diese Stunden mit ihm. Ich weiss noch, wie ich meinem Vater geholfen habe, Weizen zu besorgen. Normalerweise mahlten wir unseren eigenen Weizen und mussten nur selten Mehl oder Getreide kaufen. Reichte es aber nicht mehr, mussten wir uns auf eine beschwerliche Einkaufstour machen. Der dem Dorf am nächsten gelegene Bahnhof war gesperrt wenn es zu viel Schnee gab. Wollten wir Mehl kaufen, mussten wir uns also auf einen weiten Weg machen. Zum Glück konnten wir einen Teil der Strecke auf dem gefrorenen Fluss zurücklegen, da kam man gut voran, der Schlitten liess sich leicht ziehen. Endlich im Nachbardorf angekommen, kauften wir einen fünfundsechzig-Kilo-Sack Mehl. Mein Vater war stark, er hätte auch mehr tragen können, aber nicht unter diesen Umständen. Der erste Teil des Weges war einfach, wir luden das Mehl auf den Schlitten und zogen und stiessen den Schlitten den Flusslauf entlang. Dann aber mussten wir durch den Tiefschnee. Und streckenweise steil bergauf. Mein Vater bastelte etwas aus Stoff, ähnlich einem Babytragetuch, so konnten wir die Last zwischendurch auf dem Rücken tragen. Rucksäcke hatten wir keine. Wir suchten einigermassen gangbare Wege, das hiess aber, dass wir riesige Umwege machen mussten. Es war sehr beschwerlich. Als wir dann irgendwann zu Hause angekommen waren, war ich völlig erschöpft, aber auch sehr zufrieden.

Einmal wurde ich mitten im Winter krank. Ich hatte starke Bauchschmerzen. Als Baby war ich einmal schwer krank gewesen und meine Mutter befürchtete, dass es wieder etwas Schlimmes sein könnte. Eine Blinddarmentzündung vielleicht. So weit weg von ärztlicher Hilfe konnte das sehr gefährlich werden. Sie beschloss, dass ich so schnell wie möglich ins Spital musste. Mein Vater war nicht zu Hause, er war in der Stadt am Arbeiten. Also machte mein Bruder den Schlitten bereit, drei Männer kamen, um zu helfen. Ich wurde auf den Schlitten geladen und wir machten uns auf den Weg. Eine stundenlange Reise durch Eis und Schnee lag vor uns. Aber wir hatten keine andere Wahl. Zuerst ging es ins Tal hinunter zum Fluss, ich auf dem Schlitten, meine Mutter, mein Bruder und die drei Männer am Schlitten. Zum Glück war der Fluss gefroren und man konnte den Schlitten über den Fluss ziehen. Der Schlitten glitt also über das Eis und plötzlich waren meine Schmerzen weg. Ich fand die Fahrt sehr lustig. Meine Mutter entschied, dass ich trotzdem ins Spital musste. Nach einer beträchtlichen Strecke auf dem Fluss erreichten wir einen Bahnhof, der auch im Winter in Betrieb war. Meine Mutter und mein Bruder fuhren mit mir mit dem Zug ins nächste Dorf. Die Männer gingen zurück.

Mein Bruder war auf der Reise ganz nass geworden, wir hatten keine guten Kleider, keine Schneehosen oder Wanderschuhe. Sommers und Winters die gleichen Schuhe. So gingen wir in die Arztpraxis. Es war ganz dunkel im Treppenhaus, obwohl es noch nicht Nacht war. Wir wussten nicht, dass wir einfach auf den Lichtschalter hätten drücken können. Hier gab es Strom, aber wir hatten ja keine Ahnung. Meine Mutter meinte zwar, dass es hier Licht geben müsste, aber wir kannten keine Lichtschalter und suchten folglich auch nicht danach. Stattdessen gingen meine Mutter und ich ganz vorsichtig, mit Händen und Füßen tastend, die Treppe nach oben. Mein Bruder wartete unten.

Der Arzt war Türke. Er konnte kein Kurdisch, wir kein Türkisch. Ich wollte ihm sagen, dass ich Bauchschmerzen gehabt hatte und dass sie jetzt weg waren. *Mein Bauch* heisst *Zik e min* auf Kurdisch, aber das türkische Wort dafür kannte ich nicht. Also ging meine Mutter wieder nach unten, um meinen Bruder zu holen, er konnte ein bisschen Türkisch. Erst wollte er nicht kommen, er war ja ganz nass und schämte sich. Dann kam er trotzdem und konnte dem Arzt erklären, dass ich zwei Tage lang starke Schmerzen gehabt hätte, die Schmerzen aber auf dem Weg plötzlich verschwunden seien. Ich weiss nicht mehr, ob ich Medikamente bekommen hatte oder nicht und wie wir es wieder nach Hause geschafft hatten. Aber ich weiss noch, wie leid es mir tat, dass ich keine Gelegenheit hatte, all die wunderbaren Dinge zu probieren, die es in diesem Dorf geben musste. Und wie schön die Schlittenfahrt zum Arzt gewesen war, plötzlich ohne Schmerzen.

RELIGION

Offiziell waren wir Moslems. Aber eine Moschee gab es nicht. Und in den Herzen der Dorfbewohner wohnte noch ihre alte Religion. Geboren aus den Naturreligionen und verflochten mit dem Zarathustrismus³. Die wichtigsten Heiligtümer dieser uralten Religion sind Sonne, Wasser und Feuer. Da kommt das Leben her. Man sagt bei uns, dass man Wasser nicht schmutzig machen darf, Feuer nicht löschen. Meine Eltern bewahrten das Feuer immer für den nächsten Tag. Wenn meine Mutter, fast immer war es meine Mutter, am frühen morgen Feuer machte, lockte sie es aus der Glut, die vom Feuer des Vortages geblieben war, hervor. Sie wusste, wie man das Feuer bewahrt. Sie streute Asche über die Glut, nicht zu viel, damit die Glut nicht erstickte. Vielleicht hatte sie noch andere Geheimnisse. Nicht alle konnten das, oft kamen die Leute am Morgen zu meiner Mutter und baten sie um Feuer. Sie kamen mit Metallschaufeln, um die Glut zu transportieren. Meine Mutter gab immer. In der alten Kultur durfte man das eigentlich nicht, es galt als Sünde, jeder musste sein eigenes Feuer bewahren. Aber meine Mutter hatte mehr auf ihr Herz als auf die alten Überlieferungen gehört.

³ Der Zarathustrismus ist eine Religion mit heute ca. 120'000-300'000 Anhängern. Entstanden im 7.-4.Jahrhundert v.Chr. im iranischen Kulturraum. Ihr Gründer war Zarathustra (Quelle: Wikipedia)

Eine andere religiöse Tradition gebot, keine Nägel wegzuwerfen. Wenn wir also Finger- oder Zehennägel schnitten, wickelten wir die in ein Papier und versteckten sie in einem Loch in der Wand. Die Leute glaubten, dass man Schmerzen bekäme, wenn man auf Nägel, die auf dem Boden liegen, stünde. Auch Haare durfte man nicht auf den Boden fallen lassen, man musste sie behalten. Würde man darauf treten, bekäme man Kopfschmerzen. Dieser Glaube kommt aus einer ganz alten Kultur, einem religiösen Denken, welches aus dem Animismus hervorgeht.

DIE SCHULE UND DER LEHRER

Als ich etwa sieben Jahre alt war, musste ich in die Schule. Das war nicht selbstverständlich, denn dass es eine Schule im Dorf gab war relativ neu. Sobald sie da war, war sie aber obligatorisch. Fünf Schuljahre. Wobei obligatorisch ein dehnbarer Begriff war: Wir Kinder waren ja in viele Arbeiten eingebunden. War ich zum Beispiel mit unseren Ziegen im Sommer auf der Alp, liess ich Schule Schule sein. Für uns war es selbstverständlich, dass es wichtiger war, Tiere zu hüten als in die Schule zu gehen. Es war ganz einfach unser Leben, nur so funktionierte es.

Die Schule war in einem kleinen Raum untergebracht, alle fünf Stufen zusammen. Ich erinnere mich vor allem daran, wie wir Türkisch lernen mussten. Der ganze Unterricht fand auf Türkisch statt, obwohl wir, bis wir in die Schule kamen, nur Kurdisch gesprochen hatten.

Zuerst mussten die Buchstaben in unsere Köpfe. Das türkische und das kurdische Alphabet sind sich bis auf ein paar Buchstaben gleich, aber die Aussprache ist sehr unterschiedlich. Das kurdische Alphabet hat ein paar Buchstaben, die es im türkischen Alphabet nicht gibt – und die waren verboten. Wir lernten also die türkische Aussprache. Ich fand das sehr schwierig. Aber wir hatten einen guten Lehrer. Ein Türke vom schwarzen Meer. Er liebte die Natur. Er mochte das Gebirge, die Wälder, die Wildtiere, wie ich auch. Ich fühlte mich verbunden mit ihm, wegen dieser gemeinsamen Liebe. Er sagte, bei uns sei es ein bisschen wie am schwarzen Meer. Trotzdem lernten wir rassistische Sachen. Jeden Montag- und Freitagabend mussten wir den türkischen Nationalmarsch singen. Ich weiss noch, wie ich einmal zu spät dran war. Ich war noch unterwegs, als sie in der Schule begonnen hatten, den Marsch zu singen und die Fahne hochzuziehen. Ich rannte los. Als ich endlich da war, schlug mich der Lehrer zur Begrüssung. Er sagte, wenn der Marsch gesungen werde, müsse ich stehen bleiben, egal wo ich sei. Man dürfe sich nicht bewegen, schon gar nicht rennen. Man müsse stehen und in Ehrfurcht warten. Damals wusste ich noch nicht, dass es ein nationalistischer Marsch war. Ich hatte noch keine Ahnung von Politik, keine Idee davon. Ich verstand nicht, warum ich nicht rennen durfte, nur weil ein Lied gesungen wurde. Nach dieser Erfahrung hatte ich immer Angst, zu spät zu kommen und vom Lehrer geschlagen zu werden.

Ich war gut in der Schule, lernte gern und schnell. Wir waren ja alle im gleichen Raum und so bekam ich viel von den älteren Schülern mit. Als ich in der 1. Klasse war, war mein ältester Bruder in der 5. und wenn er Hausaufgaben machte, hörte ich ihm oft zu. Ich erinnere mich gut daran, wie er eines Abends türkische Wörter übte. Er fragte sich selber ab: grosses Steinstück? Fels. *Faya* auf Türkisch. Am nächsten Tag fragte der Lehrer die älteren Schüler in der Klasse: Was bedeutet Fels? Ich meldete mich und durfte die Antwort geben. Der Lehrer freute sich sehr. Oh da war ich stolz!

An den Wochenenden gab es eine Schule für Frauen. Damit sie auch Lesen und Schreiben lernen konnten. Meine Mutter ging hin und ich mit ihr, um zu helfen. Da war ich in der 3. Klasse. Ich war so etwas wie ein Vermittler, der Lehrer als einziger Mann mit siebzehn oder achtzehn Frauen. Das war manchmal etwas zu viel für ihn. Ich weiss nicht, warum er ausgerechnet mich als Helfer auserkoren hatte. Vielleicht einfach, weil er mich mochte. Ja, er mochte mich, obwohl er mich oft schlug und Rassist war. Seltsamerweise ging das zusammen. Ich hatte ihn auch gerne. Na ja, nicht immer. Manchmal wurde aus der Zuneigung auch Hass.

Ich spielte gerne Fussball, hatte aber keinen eigenen Ball. Manchmal brachte der Lehrer einen Ball mit. Plastikbälle, die immer viel zu schnell kaputt gingen. Trotzdem war es sehr nett vom Lehrer. Dann aber wollte er mich schlagen, als ich dabei war, ein Tor zu bauen. Ich glaube, ich hatte ihn mit einer frechen Geste provoziert, ich weiss es nicht mehr genau. Jedenfalls war er richtig wütend auf mich. Ich rannte davon, ich kannte seine Schläge und konnte gut darauf verzichten, noch mehr davon einzustecken. Er verfolgte mich. Ich sprang über einen Bach, aber er gab nicht auf. Bis er mich eingeholt hatte. Er schlug mich richtig schlimm. Ich machte vor Angst in die Hosen. Später erzählte ich es meinen Eltern. Sie wurden sehr wütend. Obwohl mein Vater mich auch manchmal schlug und es irgendwie normal war, tolerierte er das nicht vom Lehrer. Ausserdem hatte ich nie solche Angst gehabt vor meinem Vater. Der Lehrer hatte eine Grenze überschritten, die von den Leuten im Dorf nicht akzeptiert wurde. Mein Vater redete mit den Leuten und dem Lehrer wurde gesagt, wenn er das wieder mache, würden sie zurück schlagen oder ihn töten. Der Lehrer wusste, dass ihn niemand retten würde. Er war der einzige Türke in unserem Dorf. Es war schon vorgekommen, dass Lehrer, Türken wie er, das Dorf aus Angst verlassen hatten. Nicht dieser Lehrer. Er blieb. Und geschlagen hatte er mich nach diesem Vorfall nicht mehr. Überhaupt, das Leben als Fremder in einem Dorf wie unserem, konnte auf die Länge nur funktionieren, wenn man sich anpasste und gute Beziehungen pflegte. Viele Dorfbewohner waren misstrauisch, allzuoft wurden türkische Lehrer als Spitzel eingesetzt. Die Menschen wollten keine Fremden, die an alle Informationen kamen uns Einblick in alles hatten. Aber dieser Lehrer bemühte sich. Er wollte bleiben. Und er blieb. Er mochte unser Dorf.

KURDISCH FÜR ANFÄNGER

Es gibt eine lustige Geschichte mit seiner Frau. Sie wollte Kurdisch lernen und wandte sich an Juma. Juma war ein alter weiser Mann. Er war nie zur Schule gegangen, aber er hatte ein grosses Wissen. Und dieses Gefühl. Zum Beispiel konnte er vorhersagen, wann es regnen würde. Ich spüre es, sagte Juma. Die Leute fragten, wie kann es bald regnen, der Himmel ist blau. Aber kurz darauf regnete es. Jedenfalls ging die Frau des Lehrers zu Juma und fragte ihn, ob er ihr Kurdisch beibringen könne. Er willigte ein. Und brachte ihr lauter falsche Sachen bei. Wollte sie zum Beispiel wissen, wie man *Ich habe Hunger* sagt, brachte er ihr *Ich liebe dich* bei. Oder: *Küss meinen Hintern*. Sie wiederholte brav, ohne die wahre Bedeutung der Worte zu ahnen. Das war für uns natürlich sehr lustig. Ich freute mich darüber, es war eine Art Rache. Aber sie war eine gute Frau. Später, als die Türken das Dorf kaputt machten, wehrte sie sich, der Lehrer auch. Sie waren nicht einverstanden mit der türkischen Politik. Sie blieben lange im Dorf. Später lebten sie in einem Nachbardorf. Ich habe gehört, dass sie, viele Jahre später, ihren Sohn im Dorf begruben. Sie hatten ihn nicht in die Heimat am schwarzen Meer gebracht. Sie waren ein bisschen kurdisch geworden, der Lehrer und seine Frau. Obwohl der Lehrer Rassist gewesen war, war er doch ein guter Mensch.

SCHAUT MAL WAS ICH HABE UND IHR NICHT!

Wir hatten eine Nachbarin, Xatî ya Sêvhê, kurz Tante Sêvhê genannt. Tante Sêvhê war sehr streng. Sie war schon alt, zumindest in den Augen des kleinen Jungen, der ich damals war. Sie war die zweite Frau ihres Mannes, die erste war, glaube ich, gestorben. Dieser Mann hatte ein paar Brüder, doch die hatten alle keine besonders gute Beziehung zu ihm. Weil Sêvhê mit allen Streit hatte. Sie war sehr dominant, eine schwierige Person. Die anderen Kinder im Dorf hassten sie. Aber ich habe sie irgendwie gerne gehabt. Ich glaube, ich verstand schon damals intuitiv, warum sie so war. Sie hatten keinen Sohn und in unserer Kultur bedeutete das, dass man nicht so stark war. Also musste Tante Sêvhê die Starke sein. Sie verteidigte ihren Besitz. Sie hatten Tiere, ein eigenes Haus und einen riesigen Garten mit viel Gemüse und Obst. Und: viele Verwandte. Was bedeutete, dass viele Leute von ihren Sachen etwas haben wollten. Tante Sêvhê aber passte auf, dass ihr niemand etwas wegnahm. Sie baute eine Mauer um den Garten. Manche Jungs sind auf die Mauer geklettert und klauten trotzdem Früchte und Gemüse. Das war eine unserer Lieblingsbeschäftigungen: leckere Sachen aus anderen Gärten stibitzen. Es war nicht wirklich stehlen, wir nahmen nur etwas zum Essen, wir hätten nie zu viel genommen und nach Hause gebracht.

Ich hütete oft die Ziegen von Tante Sêvhê, zusammen mit unseren eigenen. Sie hatten keine kleinen Kinder, die diese Aufgabe übernehmen konnten, also machte ich das. Sie konnte mich nicht bezahlen für diese Arbeit, aber sie mochte mich und ich durfte mich aus ihrem Garten bedienen.

Im Haus von Tante Sêvhê war immer alles sehr sauber. Sie wohnten über dem Stall und jeder, der zu Besuch kam, musste die Schuhe ausziehen, um ja nichts schmutzig zu machen. Tante Sêvhê hatte einen Schwiegersohn, der in der Stadt wohnte. Wenn er für einen Besuch ins Dorf kam, brachte er immer süsse Sachen mit. Schokolade, Biskuits, Zucker, Mandeln mit süsser Hülle. Ich bekam als einziges Kind im Dorf von diesen Süssigkeiten. Tante Sêvhê behandelte mich so, als wäre ich ihr Sohn. Natürlich wollten meine Brüder auch etwas haben, aber ich gab nur etwas, wenn es nicht anders ging und dann nur wenig. Lieber versteckte ich die Sachen und ass sie heimlich allein oder trietzte meine Brüder damit: Schaut mal was ich habe und ihr nicht!

Aber etwas blieb auch für mich unerreichbar: Eiscrème. Es gab Kinder in unserem Dorf, die waren schon in der Stadt gewesen und hatten es probiert. Ich versuchte, mir vorzustellen, wie so etwas schmeckte, wie sich das wohl auf der Zunge anfühlte: Die Kinder sagten, es sei ein bisschen wie Schnee, es schmelze und sei süss. Sie sagten, es sehe aus wie ein Trichter. Ich stellte mir das ganz abenteuerlich vor. Ich wollte das unbedingt probieren. Aber wie? Niemand konnte mir eine Eiscrème aus der Stadt ins Dorf mitbringen. Es gab auch ein Süssgetränk mit dem sonderbaren Namen *Yedigiin*, was *Siebentag* bedeutet. Ich wunderte mich, warum dieser Name - musste man sieben Tage warten, bis man es trinken durfte? Es war gelb und schmeckte nach Orange. Aber auch das kannte ich nur aus den Erzählungen, selber probieren konnte ich das erst viel später. Es gab einige solcher Sachen und wenn jemand davon berichtete, wurden in meiner Phantasie die wunderlichsten Dinge daraus. Ich wusste, eines Tages wollte ich in die Stadt gehen und alles probieren.

Übrigens ass ich mein erstes Eis mit etwa zwölf Jahren. Es war gar nicht so himmlisch, wie ich mir das immer vorgestellt hatte. Ich mochte Baklava, Schokolade und andere Süssigkeiten viel lieber.

ERSTE BEGEGNUNG MIT EINEM FERNSEHER

Ich erinnere ich an meine erste Begegnung mit einem Fernseher. Der reichste Mann im Dorf brachte ihn eines Tages mit. Der Mann lebte zeitweise in der Stadt, war Hotelbesitzer, arbeitete für das türkische Parlament und hatte drei Frauen. Der Fernseher, den er brachte, war klein, die Bilder schwarz-weiss und unscharf, eine Antenne gab es nicht. Angetrieben wurde das Wunder mit einer Autobatterie. Es gab nur einen türkischen und einen arabischen Sender. Trotzdem war die Aufregung riesig, alle Kinder vom Dorf und viele Erwachsene gingen hin, als er zum ersten Mal eingeschaltet wurde.

Im Haus dieses reichen Mannes mit dem Fernseher mussten wir aufpassen, dass wir nichts schmutzig machten. Wir zogen unsere Schuhe aus und schämten uns für die Löcher in unseren Socken. Als der Fernseher lief, mussten wir ganz still sitzen. Wer das nicht

schaffte, flog raus. Es gab eine arabische Sendung, dort wurde gesungen und getanzt. Dann wurde ein Film gezeigt, im Film wurde gekämpft. Und ich sass da, vor diesem Kasten und staunte. Wie konnte das alles sein? Ich schaute hinter dem Fernseher nach, um herauszufinden, wo diese Bilder herkamen. Wie funktionierte das, wieso sahen die Leute so echt aus, obwohl sie es doch offenbar nicht waren? Ich hatte so viele Fragen.

Es gibt da auch diese Geschichte von meiner Grossmutter. Ihr Bruder lebte in einer kleinen Stadt und hatte auch einen Fernseher. Als meine Grossmutter ihn einmal besuchte, sah sie dieses Gerät dort zum ersten Mal. Sie wunderte sich darüber wie wir Kinder. Als sie eine Frau im Fernsehen sprechen sah, rief sie nach der Schwiegertochter vom Bruder: Hanimşah, komm! Die Frau im Fenster sagt etwas! Aber ich verstehe sie nicht, sie spricht eine fremde Sprache!

STIMMEN AUS DEM IRGENDWO

Mein Vater hatte ein batteriebetriebenes Radio mit schlechtem Empfang. Es gab einen Radiosender, den wir im Dorf empfangen konnten, der hiess *Delta*. Das war ein russischer Sender, beziehungsweise aus der Sowjetunion. Manchmal kam die *Stimme von Eriwan*⁴, eine kurdische Sendung. Mein Vater hörte dann immer kurdische Nachrichten. Auf diesem Sender gab es auch Geschichten. Über Ziegen oder Schafe. Ich hatte immer das Gefühl, dass diese Geschichten speziell für mich waren. Wir hörten auch Musik, türkische meistens, denn ausser in *die Stimme von Eriwan* war alles Kurdische verboten. Ich lauschte gerne der Stimme oder der Musik aus dem Radio. Für mich war auch das wie ein Wunder. Wie konnte das sein: jemand redete an einem weit entfernten Ort und wir konnten zuhören!

ARABISCHSTUNDEN

Es gab keine Moschee im Dorf, obwohl wir offiziell als Muslime galten. Aber Arabisch sollten wir lernen, um den Koran zu studieren. Es gab einen Mann im Dorf, der gut Arabisch konnte und der deshalb die Rolle eines Imam übernahm. Ender, wir nannten ihn Enu. Er hatte ein grosses Muttermal im Gesicht, was eine Gesichtshälfte dunkler machte als die andere. Er war ein ruhiger Mann, er und sein Bruder hatten weit weg vom Dorf eigenes Land und die beiden Familien lebten fast allein, hatten kaum Kontakt mit anderen Leuten. Wir Kinder gingen also zu ihm, um Arabisch zu lernen und den Koran zu studieren. Ich ging gern, nicht wegen dem Koran, sondern weil ich mit meinen Freunden gehen konnte. Enu brachte uns Buchstaben bei. Besser gesagt, er probierte es. Für mich waren die Buchstaben sehr schwierig und wollten nicht in meinen Kopf.

⁴ Eriwan: Hauptstadt von Armenien

Enu bestellte immer Sachen, die wir ihm bringen mussten. Tabak und so. Einmal hätte ich etwas auswendig lernen sollen, hatte es aber nicht gemacht. Da schlug er mich. Zuerst im Raum, dann draussen, er zog an meinen Ohren, verdrehte sie, schlug mich wieder. Ich rannte weg und warf mit einem Stein nach ihm. Eigentlich war das respektlos, kein anderes Kind hätte das gemacht. Aber ich liess mir das nicht gefallen. Schliesslich rannte ich davon und ging nie mehr hin. Ich bin froh darum, dass ich als Kind diesen Mut hatte. Ich wollte nicht religiös werden und mich auch nicht unterdrücken und schlagen lassen.

DER SOHN VOM IMAM

Oh da gibt es noch eine Geschichte, die mir in den Sinn kommt: Enu hatte einen Sohn, Salih. Wir nannten ihn Salo. Salo war ein bisschen dumm. Er hatte eine hübsche Frau und zwei Kinder. Blonde Kinder, das war sehr selten. Einmal war ich bei Nachbarinnen zu Besuch, drei Frauen, die mit demselben Mann verheiratet waren. Vier oder fünf andere Nachbarinnen waren auch dort. Keine Männer im Haus. Ich als Kind zählte nicht. Dann ist Salo gekommen. Die Frauen fingen an, ihn zu ärgern, sagten, die beiden blonden Mädchen seien doch nicht von ihm. Deine Frau hat mit einem anderen Mann geschlafen, sagten sie. Er sagte nein, das sind meine Kinder. Die Frauen frotzelten weiter, die Kinder seien zu blond, das seien unmöglich seine Kinder. Er sei viel dunkler. Er beharrte drauf, dass es seine Kinder seien. Da meinte eine der Frauen, du hast doch gar keinen Penis. Da liess Salo seine Hosen runter und zeigte seinen Penis. Beweismaterial. Die Frauen waren aber noch nicht zufrieden, meinten, der funktioniere bestimmt nicht. Da versuchte der arme Mann tatsächlich, ihn hart zu machen. Zum grossen Gaudi der Frauen. Dann warfen sie ihn raus: Geh! Was suchst du bei so vielen Frauen, wieso packst du deinen Penis aus! Oh die Frauen hatten ihren Spass und ich schaute natürlich mit kugelrunden Augen zu. Ab und zu hatte eine der Frauen den halbherzigen Versuch gemacht, mich wegzuschicken, aber ich bin geblieben. Das war viel zu spannend.

Ja, die Leute machten gerne Spässe. Überhaupt wurde viel gelacht und getanzt. Die Menschen waren offen und entspannt.

Heute ist die Stimmung in den Dörfern viel konservativer, die Leute viel weniger offen. Wegen dem Islam. Und wegen Erdogan. Es ist anders geworden.

SOLIDARITÄT

Damals war das Leben im Dorf fast wie in einer Kommune. Die Leute hatten gute Beziehungen, man half sich gegenseitig viel. Meine Mutter, die ja oft allein war, wenn mein Vater mit den Tieren in den Bergen war, bekam sehr viel Hilfe von anderen Frauen. Z.B. beim Tabak schneiden. Da kamen 15 bis 20 Personen, um uns zu helfen. Es war eine Riesenarbeit und wäre alleine nicht zu bewältigen gewesen. Wenn die Leute für uns arbeiteten, kochte meine Mutter für alle und wir brachten das Essen aufs Feld. Die Leute

sangen während der Arbeit und zwischendurch wurde getanzt. Eine sehr fröhliche Angelegenheit. Waren wir mit unserem Feld fertig, gingen wir zum Feld der nächsten Familie und taten auch dort die Arbeit gemeinsam. Man machte alles zusammen, war füreinander da. Die Solidarität unter den Dorfbewohnern war wirklich sehr gross.

JUNGGESELLE GESUCHT

Im Dorf kannten sich alle, es war ja nicht gross. Die Frauen heirateten oft früh, viele bevor sie 18 Jahre alt waren. Für Frauen, die mit 22 oder gar mit 25 noch keinen Mann hatten, wurde es schwierig. Hiess es. Es kam schon vor, dass Frauen heiraten wollten, es im Dorf aber keine jungen Männer mehr gab. Kam also ein Mann ins Dorf, wurde geflirtet und um ihn gebuhlt. Mein Vater machte immer seine Spässe mit diesen "alten" unverheirateten Frauen. Es war ein Spiel. Er tat so, als wäre er der Vater oder der Bruder der Frauen und sagte ihnen, dass sie ihn um Erlaubnis bitten müssten, wenn sie heiraten wollten. Er sagte: Schau mal, da ist ein Mann, der dich heiraten will. Wenn du nett mit mir bist, erlaube ich es, wenn nicht, darfst du nicht heiraten und musst für immer bei deinen Eltern bleiben, dein Leben lang. Die Frauen spielten mit, bettelten, ach bitte bitte, lass mich heiraten.

Es gab zwei Schwestern, Yildiz, wir haben sie Yole genannt, und ihre Schwester. Die Töchter von meinem Patenonkel. Sie waren beide lange unverheiratet und mein Vater machte oft seine Spässe mit ihnen. Zu Jole sagte er: He, ich sage immer nein, wenn du heiraten willst, dann bleibst du zu Hause und heiratest mich. Ernst gemeint hat er das nicht, auch wenn manche Männer mehr als eine Ehefrau hatten.

MEIN VATER

Ja, mein Vater konnte sehr lustig sein. Er war offen und nett. Aber er hatte auch eine harte Seite. Manchmal schlug er uns Kinder und auch meine Mutter. Er gab mir aber auch viel Liebe. Das ging, man konnte schlagen und gleichzeitig lieben. Das war irgendwie kurdische Liebe. Es war normal. Aber eigentlich finde ich es falsch, wie kann man jemanden schlagen, den man liebt? Trotzdem war ich immer gern mit meinem Vater zusammen. Ich brachte ihm Essen und er beschützte mich.

NOT

Als kleines Kind dachte ich, die Welt bestehe nur aus Kurdistan. Aus unserem Dorf, den umliegenden Bergen, ein paar wenigen Städten. Alles kurdisch. Dahinter? Keine Ahnung.

Bis zu diesem Tag im Jahr 1980. Ich war fünf Jahre alt. In der Türkei hatte es einen Militärputsch gegeben. Bewaffnete Militärs kamen in unser Dorf. Es war das erste mal in meinem Leben, dass ich so etwas sah. Sie waren überall, im ganzen Dorf. Sie drangen in alle Häuser, durchsuchten sie nach Waffen. Sie kontrollierten, wer drin war. Alle Männer

mussten sich bei der Schule einfinden. Viele wurden geschlagen. Manche gefoltert. An diesem Tag nahmen sie meinen Vater fest. Sie nahmen ihn mit und wir wussten während einem ganzen Monat lang nicht, wo er war. Ob er überhaupt noch lebte. Er war im Gefängnis, aber das erfuhren wir erst später. Wir wussten nichts, konnten auch keinen Anwalt nehmen, denn wir hatten keine Ahnung. Sie hatten fast alle Männer mitgenommen an diesem Tag. Als kurdischer Mann brauchte es nicht viel – nein das stimmt nicht: es brauchte nichts, in den Augen des türkischen Militärs war jeder Mann ein potenzieller Terrorist, einfach weil er Kurde war. Sie sagten, in unserem Dorf herrsche Anarchie. Mein Vater aber war ein Hirte. Er hatte keine Ahnung von Politik. Keine politische Idee. Trotzdem nahmen sie ihn fest. Und folterten ihn. Und liessen ihn erst nach einem Monat frei, als sie merkten, dass er nicht politisch war.

Sie nahmen auch meinen Onkel, den Bruder meiner Mutter, mit. Meine Mutter weinte so viel in dieser Zeit. Sechs lange Monate wusste niemand, in welches Gefängnis sie ihren Bruder gebracht hatten und ob er noch lebte.

Ja, dieser Tag im Jahr 1980 hatte etwas in meinem Leben verändert. Mir auf brutale Art und Weise gezeigt, dass es noch etwas anderes gab als unser Dorf. Es gab noch eine andere Welt da draussen. Und in dieser Welt gab es für uns keine Liebe. Die Idylle meiner Kindheit hatte schweren Schaden genommen. Diese Erlebnisse haben aber auch ein Samenkorn in mein Herz gelegt, eine erste Ahnung von politischer Gesinnung, von richtig und falsch.

Ein oder zwei Jahre später gab es im Dorf erste linke politische Gruppen, die sich für die Interessen der Kurden einsetzten. Die meisten Dorfbewohner waren ja einfache Leute, Bauern, die in Ruhe ihr Leben weiterleben wollten, es aber immer mehr von der Türkei bedroht sahen. Aber auch innerhalb des Dorfes machte sich politische Unruhe breit. Es gab einen Grossgrundbesitzer im Dorf, Hotelbesitzer, Patriarch einer reichen Familie, mit vielen Kontakten in der Stadt. Sein eigener Sohn hatte sich gegen ihn erhoben.

Es war Mitten in der Nacht. 1981 oder 82. Mein ältester Bruder Nimet und mein jüngerer Bruder Suleyman schliefen draussen, vor dem Haus. Wir machten das oft in warmen Nächten, die ganze Familie draussen. In dieser Nacht waren es aber nur meine beiden Brüder. Plötzlich hörten wir Schüsse. Viele Schüsse. Als wäre Krieg ausgebrochen. Meine Mutter rannte nach draussen, um nach meinen Brüdern zu schauen. Die hörten die Schüsse allerdings nicht, sondern schliefen wie die Murmeltiere. He, aufwachen! Es gibt eine Schiesserei, kommt schnell rein. Da schreckten sie auf und kamen rasch ins Haus. Wir hockten uns alle auf den Boden in die betonierte Ecke, die im Winter als Dusche diente. Meine Mutter fand, dass das der sicherste Platz im Haus sei, holte einen Teppich, damit wir es warm genug hatten und dann warteten wir. Die Schiesserei dauerte etwa eine halbe Stunde. Eine ewige halbe Stunde.

Später erfuhren wir, dass Şemo, der Sohn vom Grossgrundbesitzer, mit zwei seiner Freunde gegen seinen Vater gekämpft hatte. Das heisst, gegen das feudalistische System, das er verkörperte. Şemo hatte schon lange Probleme mit seinem Vater. Er hatte drei Mütter und etwa 18 Geschwister. Für alle anderen hatte der Vater Gold gekauft für die Hochzeit, für Şemo nicht. Jedenfalls sahen er und seine Freunde sich als Rebellen, als Kämpfer. Es war der erste Krieg in unserem Dorf. Später wurde Şemo angegriffen: Zwei seiner Stiefbrüder und Cousins, die alle regimenah waren, schossen aus einem Hinterhalt auf ihn, als er auf dem Weg zu seiner Verlobung war. Sie lauerten ihm auf und griffen ihn von beiden Seiten an, wir hörten Schreie. Hilferufe, dass jemand verletzt sei. Ich ging mit meiner Mutter dorthin, wir wussten nicht, was passiert und wer verletzt war. Meine Mutter fand eine Pistole auf dem Boden. Es war Şemos Pistole. Nicht weit davon, umringt von Dorfbewohnern, lag Şemo, er hatte noch Glück, ein Streifschuss am Kopf. Meine Mutter riss ein Stück Stoff von ihrem Unterrock, um Semos Blutungen zu stoppen. Später erzählte sie mir, dass ich ihr an diesem Abend gesagt hatte, dass wir das blutige Stück Stoff behalten müssten. Für die Zukunft. Als Erinnerung und Zeugnis der Geschichte. Ich hatte oft solche Sachen gesagt, die ja eigentlich nicht zu einem Kind in meinem Alter passten.

Şemo wurde mit dem Traktor ins nächste grössere Dorf gebracht, wo es ein Spital gab. Sobald es hell geworden war, sammelten wir die leeren Patronenhülsen auf. Es waren so viele. Dann kam das Militär, die Polizei, sie befragte die Leute im Dorf, sie wollten herausfinden, was genau passiert war, wer die Rebellen waren. Die meisten Leute im Dorf wussten, dass es Şemo und zwei seiner Freunde gewesen waren, die das alles angezettelt hatten. Aber sie sagten nichts. Später ging Şemo in die Berge, schloss sich der PKK an. Er wurde ein grosser Kommandant. 18 Jahre lang kämpfte er. Dann kam er ins Gefängnis. Er verriet viele seiner ehemaligen Freunde.

Eigentlich waren diese Ereignisse im Dorf der Anfang der PKK. Das heisst, zu diesem Zeitpunkt war die PKK schon gegründet, aber der bewaffnete Krieg hatte noch nicht begonnen.

Es gibt viele traurige Geschichten aus dieser Zeit. Menschen wurden für nichts festgenommen und gefoltert. Einer der Rebellen hatte eine Schwester, Berivan. Sie nahmen sie mit. Weil sie die Schwester eines Rebellen war! Immer wieder wurde sie festgenommen, geschlagen und gefoltert, man wollte von ihr hören, wo ihr Bruder war. Ein paar Monate nach diesen Ereignissen ging sie in die Berge, um zu kämpfen. Zusammen mit acht Männern. 1985 starb sie. Es gibt ein Lied über sie und die Männer, die mit ihr kämpften und fielen: *Çiyaye Sason*.

Auch mein kleiner Bruder Suleyman starb im Krieg. Zwar viel später, aber auch sein Tod war Folge von dem, was in dieser Zeit seinen Anfang genommen hat.

Immer wieder kamen Militärs in unser Dorf. Wie die Barbaren fielen sie in unsere Welt ein, als Vertreter des türkischen Regimes, als Herrscher. Ich wurde Zeuge, wie brutal sie gegen Zivilisten vorgingen. Die Leute mussten sich zum Beispiel bei der Schule versammeln. Gläser wurden zerschlagen und die Menschen mussten barfuss darüber laufen. Einen Mann zwangen sie auf alle Viere, ein anderer musste sich darauf setzten. Entwürdigende Szenen. Respektlos. Sie demonstrierten uns: Wir sind das Militär, der Staat. Wir können machen, was wir wollen und ihr müsst tun, was wir befehlen. Ihr habt keine Chance. So präsentierte sich uns Kurden der türkische Staat. Ein harter, autoritärer Staat, der auch vor Folter nicht zurückschreckte. Das ist, was ich als Kind von diesem Staat sah. Zum ersten Mal fühlte ich Hass. Dort, auf dem Platz vor unserer Schule, begriff ich, dass ich entweder zur einen oder zur anderen Seite gehören würde. Zu denen, die foltern, oder denen, die gefoltert wurden. Ich war ein Kind, als sich die politische Linie für die Zukunft in mein Herz brannte. Ich schwor mir damals, nie ins Militär zu gehen, nie eine solche Uniform anzuziehen, nie so zu werden wie diese Männer. Plötzlich hatte ich Feinde. Ich wollte mich wehren, gegen den Staat, gegen die Gewalt, gegen das Militär. Es gab für mich keinen anderen Weg.

Es waren diese Jahre zwischen 1980 und 1983, ich war fünf, beziehungsweise sechs, sieben, acht Jahre alt, die meinem Leben diese prägende Richtung gaben. Ich hatte in diesen Jahren so viele Sachen gesehen. Gewalttaten, die ein Kind nicht sehen sollte. Ich fühle noch heute wie dieses Kind, das ich damals war. Meine Überzeugungen sind die gleichen: Ich bin überzeugter Antimilitarist. Ich fühle mich meinem Volk und einer alternativen Lebensweise sehr verbunden.

Ich bin dankbar, dass ich schon als Kind diese innere Stärke hatte. Dass ich mich zum Beispiel dagegen gewehrt hatte, in der Schule den türkischen Marsch zu singen. Ich wurde dafür geschlagen, aber ich gab deshalb meine Ideen nicht auf. Auch all diese türkisch-nationalistischen Sachen, die sie uns hatten eintrichtern wollen, waren an mir abgeprallt.

Das türkische Militär zeigte mir Männer, die so waren wie ich nie werden wollte. Es gab aber auch Männer, die mir zu grossen Vorbildern wurden. Şemo war einer von ihnen. Er war manchmal mit meinem Vater in den Bergen bei den Tieren, er versteckte sich dort. Wenn ich meinen Vater besuchte und wir am Feuer sassen und die Männer Geschichten erzählten, sagte er zu mir: Du wirst ein Rebelle werden. Ein Kämpfer. Ich war sehr stolz, wenn er so zu mir sprach. Er war mein Held. Ich wollte so werden wie er. Damals dachte ich, dass ich auch kämpfen müsse, er hat meine rebellischen Ideen unterstützt und weiter angefeuert. Meine erste Aktion liess dann auch nicht lange auf sich warten.

Wir versteckten uns im Tal der Schlangen. Wir hatten gehört, dass eine Strasse gebaut werden sollte. In meinem kindlichen Hirn schrillten sofort die Alarmglocken: Wenn es eine Strasse gäbe, würde das Militär kommen. Mit Pickups und Panzern, Propaganda und

Gewalt. Das durfte nicht passieren. Wir hatten auch schon einen Plan, ich und sieben andere Kinder. Das Tal der Schlangen lag etwa fünf Kilometer ausserhalb des Dorfes. Wie der Name schon sagt, gab es in diesem waldigen, hinter Bergen gelegenen Tal viele Schlangen. *Newala Mara* nannten wir es auf Kurdisch. Dort lagen wir also auf der Lauer. Acht Kinder, mit Steinen in den Fäusten und der wilden Entschlossenheit in den Herzen, für Gerechtigkeit zu kämpfen. Wir versteckten uns und warteten auf den Bulldozer. Und er kam.

Wir warfen alle gleichzeitig. Es waren ein oder zwei Personen im Fahrzeug. Ich versuchte, Glas zu treffen und einen Mann zu verletzen. Andere zielten auf die Räder. Ich war gut im Werfen. Das hatte ich oft geübt, ich konnte Vögel vom Himmel holen. Plötzlich hörte ich das Zerbersten von Glas. Flüche, dann stieg der Fahrer aus. Wütend wie ein Stier. Wir rannten davon, den Hügel hinauf. Dort fühlten wir uns für den Moment sicher und warfen noch mehr Steine. Doch der Mann rannte auch den Hügel herauf und uns war klar, wenn er uns erwischte, würde er uns windelweich prügeln. Wieder rannte ich, hörte, wie er hinter mir war. Sollte er schnell sein, hätte ich keine Chance. Mein Herz raste. Mein Vorteil war, dass ich mich hier auskannte. Ich überlegte blitzschnell, überquerte die Strasse und verschwand auf der anderen Seite im Wald. Dort schlug ich mich bis zu den kleinen Hütten durch, die nur im Frühling und Sommer bewohnt waren. Ich flitzte in eine der Hütten, versteckte mich dort und lauschte voller Angst. Der Bulldozermann war immer noch hinter mir her, ich hörte ihn näher kommen. Ich verkroch mich in den hintersten Winkel und konnte nur noch warten und hoffen, dass er mich nicht finden würde. Plötzlich hörte ich ihn sprechen, direkt vor der Hütte! Ich konnte genug Türkisch um zu verstehen, dass er nach einem Kind fragte. Ich hielt die Luft an. Offenbar war noch jemand da, und an dieser Person hing nun mein Schicksal. Es war eine Frau und sie musste mich gesehen haben, als ich in die Hütte gerannt war. Ich lauschte durch das Klopfen meines Herzens. Und hörte die Frau sagen, dass sie kein Türkisch verstehe und dass er verschwinden soll. Sie hat mich nicht verraten. Das war meine erste Aktion gegen das Regime.

Ich erlebte und sah viele Dinge. Dinge, die ein Kind nicht sehen sollte. Nie werde ich vergessen, wie das türkische Militär unsere Männer mitnahm. Und die Frauen mit Weinen nicht mehr aufhören konnten.

Ich hatte eine schöne Kindheit aber dieser Schatten hing schwer darüber. Und pflanzte ein Samenkorn in mein Herz, der meinen Lebensweg bis heute mitbestimmt.